

Gabri ELA

AUTOBIOGRAFISCHE
FRAGMENTE
FUND- UND BRUCHSTÜCKE



ISBN 978-3-946310-24-2

© stellaplan Verlag Mössingen

Satz: stellaplan x-media-publishing

Herstellung und Druck: Germany

GABRIELA

AUTOBIOGRAFISCHE
FRAGMENTE

FUND- UND BRUCHSTÜCKE



INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	5
Corona 2020 oder wie dieses Projekt begann	6
Meine Familie und ich.	15
Haare	43
Humor – Wer zuletzt lacht, lacht am besten	46
Romanisches Seminar – der Kampf mit dem Studium	56
Briefe aus der Heimat – für Andi.	76
Beginn einer neuen Ära: Peter	176
Nachlese zu meinem Geburtstagsfest 2010	184
Peter kauft seiner Frau ein E-bike	190
Impressionen einer Dienstreise nach China im Juni 2013	194
Einladung zu Sommerfest	206
Wir gehen zur Elvis Presley-Show	208
Zwei Männer, zwei Perspektiven	212
Impressionen aus dem Übergang in den Ruhestand.	218
Abschied von der Fakultät	223
Erster Rundbrief zum Stand des sogenannten Ruhestands	227
Zweiter Brief an die Freundinnen und Freunde: UPDATE!!!	232
Update von der Pflegefront	236
Abschied von Peter	238

VORWORT

Der hier vorliegende Text beruht auf Tagebucheinträgen, Briefen, die mir von Freundinnen und Freunden zugesandt wurden, eigenen Kurzgeschichten, die ich im Verlauf der letzten Jahre angefertigt habe, und auf Kommentaren, die das Ganze situieren und zueinander in Beziehung setzen. Es handelt sich also um quellenbasiertes biografisches Schreiben. Die Quellen waren immer dann hilfreich, wenn mein Gedächtnis schon lange versagt hatte und sie halfen der Erinnerung auch auf die Sprünge.

Das Ganze ist nach und nach gewachsen, Corona sei Dank. Ich habe die gefundenen Fragmente lose zusammengefügt, sie sind mehr oder weniger chronologisch geordnet, aber man kann sie durchaus einzeln und/oder ungeordnet lesen.

Es gibt natürlich noch viele weitere Phasen meines Lebens und wichtige Menschen, die hier keine Erwähnung gefunden haben, einfach weil sie in den hier verwendeten Quellen nicht vorkamen und nicht etwa, weil ich sie vergessen oder für unwichtig befunden hätte.

Meine ersten Schreibversuche wurden begleitet von meinem alten Freund Manfred, der zu diesem Zeitpunkt auch gerade mit biografischem Schreiben beschäftigt war, meinen Freundinnen Karo und Tanja, meinen Nichten Heike und Dagmar, meinen alten Freunden Dieter und Sheila, meinen Doktorschwestern TT (sprich titi) und Irmela und meiner alten Freundin Luise. Sie alle ermunterten mich in der ein- oder anderen Weise weiter zu machen, gaben mir Literaturtipps, Korrekturhinweise oder „tigerten“ mit mir an die Stätten der Vergangenheit, z.B. um nachzuschauen, ob das Romanische Seminar noch steht, oder ob es abgerissen wurde und dergleichen mehr.

Vielen Dank allen „Vorkostern“, die mich bestärkt haben, weiterzumachen!

CORONA 2020 ODER WIE DIESES PROJEKT BEGANN

Das war es also, das Jahr meines runden Geburtstags.

Schon Monate vorher hatte ich gegrübelt, wie ich meinen Geburtstag wohl diesmal feiern wollte. Eher im kleinen Kreis oder mit ein paar Leuten wegfahren, oder allein wegfahren? Nochmal „so richtig einen raushauen“ wie meine Schwester und mein Schwager zu ihrem 80sten gemacht hatten? Oder doch lieber zurückhaltend feiern im kleinen Kreis? Oder einfach mit Benny, dem allerschönsten Hund, allein zu Hause bleiben und den Geburtstag einfach übergehen?

Aber mit Benny allein erschien mir aber dann doch ein etwas sehr kleiner Kreis. Was die Familie und die Freunde anging, so versuchte ich die Kreise der Einzuladenden zu reduzieren. Aber so sehr ich mich auch zurückhielt, und die Kreise verkleinerte, ich hatte immer sofort mindestens 30 Leute vor Ort zusammen, und ca. 30 Leute von meiner Verwandtschaft und dabei waren nicht mal alle berücksichtigt, die mir nahestehen. Was tun?

Also suchte ich nach einer geeigneten Location, wo alle reinpassen sollten. Natürlich fielen mir nach und nach immer noch Freundinnen und Freunde ein, die auf jeden Fall dabei sein sollten, und die Liste wurde immer länger. Das behagte mir gar nicht, denn ich erinnerte mich an das letzte große Fest, wo man eigentlich gar nicht dazu gekommen war, mit irgendjemanden ein vernünftiges Gespräch zu führen. Es waren einfach viel zu viele Leute, viele nette Leute, aber trotzdem mehr als ich verkraften konnte.

Mir schwebte vor, dass ich diesmal tanzen wollte und es sollte jemand da sein, der die Leute dabei anleitete und animierte. Nach einigem hin und her, fand ich ein geeignetes Lokal, aber über das Menu und den Preis konnte ich mich nur mühsam mit der Chefin einigen. Ich gewann auch wäh-

rend unseres Gesprächs den Eindruck, dass sie nicht wirklich an mir interessiert war, da mein Vorhaben vermutlich nicht genug Umsatz versprach. Wir einigten uns darauf, dass sie mir in wenigen Tagen per E-Mail ein Angebot unterbreiten sollte. Sie meldete sich lange nicht.

Inzwischen waren mir ohnehin Zweifel gekommen und ich hatte mich anderweitig umgesehen, so z.B. in der Sprachenschule, die sich unten in dem Haus befindet, in dem ich eine wunderbare Mietwohnung ergattern konnte. Dort konnte ich für ein moderates Sümmchen Räume anmieten, hätte aber dann ein Catering gebraucht. Ich überlegte, die Getränke zu ordern und die Speisen selbst herzustellen und teilweise an die ortsansässigen Freundinnen zum Mitbringen zu vergeben. Aber da die Räumlichkeiten nicht so groß waren, überlegte ich mir zum ersten Mal, dass ich die Veranstaltung in zwei Etappen durchführen könnte, an zwei unterschiedlichen Wochenenden. An einem Wochenende hauptsächlich Familie, an dem anderen hauptsächlich Freunde. Aber irgendwie konnte ich mich einfach nicht so recht entschließen die organisatorischen Dinge in die Hand zu nehmen. Das ist sehr untypisch für mich, aber es fühlte sich einfach nicht gut an. Zu anderen Zeiten hatte mir die Vorbereitungen oftmals mehr Spaß gemacht, als die Feste selbst. Diesmal biss ich bei meinem eigenen Projekt nicht richtig an. Ich fragte mich immer wieder, ob ich das wirklich so wollte. Das wunderte mich sehr, denn das Zögerliche ist wirklich so gar nicht meins. Ich bin eigentlich immer kurz entschlossen und dann hocheffizient in der baldigen Umsetzung.

Dann schleppte mich eine Freundin zum Essen zu einem Italiener, der etwas außerhalb liegt, eine sehr schöne große Terrasse hat und auch viel Erfahrung mit solchen Veranstaltungen. Nach dem Essen, das ausgezeichnet war, erläuterte ich ihm mein Anliegen. Wir wurden schnell „handelseinig“ und was vor allem dafür sprach war, dass er an den beiden Terminen, die mir vorschwebten, noch Kapazitäten frei hatte. Mit

einem Mal war ich alle organisatorischen Probleme los, musste dafür aber tiefer in die Tasche greifen. Ich konnte mir einen genussvollen Abend in diesem Ambiente aber sehr gut vorstellen und das war es mir plötzlich wieder wert.

Ich schrieb Einladungen, erkundigte mich bei meinen Gästen nach ihren Wünschen für das Menu, überlegte mir einige tänzerische Programmfpunkte, hielt nach etwaigen Vortänzern und nach Livemusik Ausschau und war guter Dinge.

Anfang des Jahres hatte ich dann einen kleinen häuslichen Unfall mit der Folge, dass ein Lendenwirbel angebrochen war. Deshalb erhielt ich viel Physiotherapie und ich musste 6 Wochen lang eine Orthese tragen, so eine Art Zwangsjacke, die den Rücken schützt und gerade hält. An mein Fest dachte ich da kaum noch. Es war irgendwie der Wurm drin. Dann erholte ich mich aber wider Erwarten doch sehr schnell und hatte wieder Hoffnung, dass alles gut wird und meine beiden kleinen Feste stattfinden könnten.

Als ich wiederhergestellt war, nahte Corona langsam aber unaufhaltsam. Schließlich ging ich zu Giuseppe und zog das Ganze zurück. Er war verzweifelt, denn es wurden alle möglichen Familienfeiern abgesagt und er sah sich in seiner Existenz gefährdet. Er wollte wenigstens den zweiten Termin retten, aber ich war eher pessimistisch und glaubte nicht, dass man zu einem so baldigen Zeitpunkt schon wieder würde feiern können. Leider sollte ich Recht behalten.

Komischerweise machte es mir gar nicht so viel aus, alles wieder abzublasen. Mein Bedauern hielt sich in Grenzen. Es hat halt nicht sollen sein. Bei dem Anblick der Folgen der Pandemie zunächst vor allem in Italien, war ich wirklich froh, gesund zu sein, täglich mit meinem Hund mehrfach spazieren gehen und mich ungehindert bewegen zu können. Das wusste ich sehr zu schätzen. Ob man nun ein Fest feiern könnte oder nicht, das fand ich auf diesem Hintergrund recht belanglos.

Ja, und dann musste ich so nach und nach alle Aktivitäten einstellen, die mir bislang so viel Spaß gemacht hatten und die

auch meinen Alltag strukturiert hatten. Wenn ich fit war, ging ich (vor Corona!!!) 3x die Woche zum Sport, 2x zum Tanzen, 1x zum Tischtennis und manchmal noch 1x zum Schwimmen, immer Sommer sogar täglich. Das fiel nun alles weg und das war sehr komisch. Ich merkte nun zum ersten Mal ganz deutlich, dass es nicht nur um den Wegfall der Aktivitäten, sondern vor allem um den Wegfall der sozialen Kontakte ging. Die fehlten mir sehr und das machte mich zeitweise etwas traurig. Auch Verabredungen zum Essen oder ins Café auf einen schnellen Cappuccino fielen jetzt weg. Das traf mich hart, da ich mich furchtbar gerne im Café verabredete, vor allem mit einer lieben Freundin, die so immer mal ein Stündchen aus ihrem turbulenten Alltag ausbricht. Dann machen wir schnell ein gegenseitiges Update der Lage und jede verschwindet wieder in ihre Gemächer und kümmert sich um Hund oder Kind, in ihrem Falle um beides. Aber auch wenn ich allein bin, steuere ich Straßencafés an, beobachte Leute, lese oder sitze einfach nur da und streichele mein Hündchen.

Ich musste also meinen Alltag neu strukturieren. Von nun an machte ich 4 Hunderunden statt vorher 3, und versuchte dabei auf mindesten 14.000 Schritte oder mehr zu kommen statt vorher 10.000. Ich ging ein- bis zweimal die Woche früh am Morgen und reichlich vermummt einkaufen und sah zu, dass es schnell erledigt war. Meine Kontakte schränkte ich in den ersten 6 Wochen sehr stark ein, es lief alles über Telefon, WhatsApp und E-Mail. Das war etwas frustrierend, aber ich machte es stoisch weiter, denn es schien mir das Beste zu sein. Ich verfolgte aufmerksam alle Corona Extras und Specials bis ich es nicht mehr hören konnte. Ich hatte keine Lust mehr zum Fernsehen, ich hatte keine Lust zum Lesen, ich lag brach. Zum ersten Mal in meinem Leben wusste nichts mit mir anzufangen und es gab auch keinen äußeren Druck irgendetwas zu tun, außer mit dem Hund spazieren zu gehen und Nahrungsmittel einzukaufen.

Dann fiel mir ein, dass in meinem Keller noch einige Kartons

schlummerten, die ich seit dem letzten Umzug nicht mehr angeschaut hatte, und die doch irgendwie sortiert und versorgt sein wollten. Es war mir nicht klar, was das bedeuten würde. Eine schwerwiegende Entscheidung, die viel weitere Arbeit nach sich ziehen sollte.

Dank der durch Corona verursachten Langeweile inspierte ich also meinen Keller und fand kistenweise alte Fotos, alte Briefe und alte Tagebücher. Ich weiß nicht, ob ich schon alle Schätze gehoben habe. Bin vorerst dabei das, was ich gefunden habe, zu sortieren, teilweise zu lesen und auszugsweise zu transkribieren. Ich bin wie erschlagen von der Fülle des Materials, und von der Tatsache, dass ich zu sehr vielen Menschen über Jahre einen intensiven Briefverkehr gepflegt hatte, den ich wie vieles andere vollkommen vergessen hatte. Ich erfuhr aus meinen Tagebüchern, dass ich abends zur Entspannung manchmal 2 Krimis hintereinander gelesen hatte. Unvorstellbar, Krimis gehören heutzutage nicht zu meiner bevorzugten Lektüre.

All dies kommt mir gleichzeitig bekannt und befremdlich vor und ich bin etwas konsterniert auch und besonders über mein katastrophal schlechtes Gedächtnis.

Die Idee, etwas aus diesem Material zu machen, beflogelte mich beim Lesen und Sortieren, ohne, dass ich schon eine klare Vorstellung davon gehabt hätte, was man daraus machen könnte.

Als erstes sortierte ich die Fotos und digitalisierte diejenigen, die ich unbedingt aufheben wollte. Die Papierversionen wollte ich aber keinesfalls aufheben, aber zum Wegwerfen erschienen sie mir auch zu schade. Also beschloss ich, sie denjenigen zu schicken, die darauf abgebildet waren. Die Reaktionen darauf waren vielfältig, von gar keiner Reaktion bis Begeisterung war alles vertreten. Auch eine interessante Erfahrung.

Inzwischen begann ich mit der Formulierung bzw. Rekonstruktion verschiedener biografischer Fragmente. Diese Arbeit macht und macht mir immer noch großen Spaß, aber ich ließ

sie im Sommer ruhen. Plötzlich waren mir andere Dinge wieder wichtiger und man konnte durch das scheinbare Abflauen von Corona und der entsprechenden Lockerungen wieder mehr unternehmen. An eine zweite Corona-Welle hatte ich keinen Moment geglaubt, denn ich hätte es mir natürlich niemals träumen lassen, dass Millionen Menschen, die wieder in Urlaub flogen, sich am Zielort so benähmen, als gäbe keinen Virus. Den brachten sie uns dann aber leider aus dem Urlaub mit. Den Rest erledigten dann große private Feste und schon stieg die Infektionsrate wieder munter an.

Im November 2020 also voll in der zweiten „Welle“, begann ich meinen alten Laptop nach Dateien zu sichten, die ich retten wollte, bevor ich ihn endgültig verschrotten wollte. Und siehe da, es vielen mir wiederum eine ganze Menge Texte in die Hände, die ich in verschiedenen Situationen selbst verfasst hatte und die ebenfalls wichtige Fragmente meiner Biografie darstellen. Also nahm ich die Arbeit wieder auf.

Aus jeder Situation das Beste machen

Meine Freundin B., der ich einige alte Fotos zugeschickt hatte, bedankte sich sehr herzlich und fragte mich, wie ich diese Corona-Zeit so verbracht hätte. Ich berichtete von meinen Aktivitäten. Sie antwortete mir daraufhin, dass ich schon immer aus allen Situationen das Beste gemacht hätte. Das hat mich sehr angerührt und bewegt und daraus entstand folgender autobiografischer Briefwechsel.

Liebe B.,

04.06.20

Du kannst dir gar nicht vorstellen wie sehr deine Bemerkung, dass ich aus jeder Situation immer das Beste mache, meinen Nerv getroffen hat. Das gehört ganz unzertrennlich zu meinem Selbstbild und es ist etwas, was mir in der primären Sozialisation vorgelebt und eingebläut wurde. Es hatte in meiner Familie einen unheimlich hohen Stellenwert, dass man sich nicht unterkriegen lässt und sich auf jeden

Fall behauptet. Als ich das später dann gemacht habe, waren meine Eltern allerdings nur mäßig begeistert.

Bei uns kursierte der Spruch: „Doof kann man ruhig sein, man muss sich nur zu helfen wissen.“ Leute, die irgendwie geschickt waren beeindruckten meine Eltern. Ein Spruch, der besondere Anerkennung ausdrückte, war: „Der macht aus Hundekötteln Zwieback“. Das schloss allerdings auch ein, dass der Gemeinte die anderen übers Ohr hauen durfte. Dies wurde billigend in Kauf genommen. Im Vordergrund stand die Fähigkeit sich materiell durchzuschlagen und praktische Probleme zu lösen. Intellektuelle oder gar akademische Fähigkeiten hatten gar keinen Stellenwert. So ein Akademiker konnte ja meist keinen Nagel in die Wand schlagen und wurde deshalb zum Gespött der Leute. So wollte man auf gar keinen Fall sein.

Vorgelebt wurde mir die praktische Problemlösung auch von meiner Oma väterlicherseits. Sie kam manchmal zu Besuch, wenn unsere Eltern verreisen wollten und musste auf uns aufpassen. Wir wohnten damals in einem Altbau mit sehr hohen Wänden. Als ich abends ins Bad ging, sah ich an der Decke eine Spinne. Sie war zwar ganz hoch oben, aber mir gruselte davor, mich dort zu waschen. Also ging ich zu meiner Oma und berichtete ihr, dass ich mich nicht im Badezimmer waschen könne, da ich mich vor der Spinne fürchtete. Sie kam also mit ins Bad, nahm die Spinne in Augenschein, bückte sich, zog ihren Pantoffel aus und warf ihn an die Decke. Sie traf die Spinne zielgenau und diese fiel mitsamt dem Pantoffel in die Badewanne, wo ihr der Garaus gemacht wurde. Meine Oma zog ihren Pantoffel wieder an und fragte, ob es noch weitere Hindernisse gäbe, oder ob ich mich jetzt waschen könne. Dann zog sie grinsend ab.

Ein anderes Mal ging ich mit meiner Oma in die Stadt und wollte gerne Eis essen. Der Eismann hatte zwar Eis, aber keine Waffel mehr, Papp- oder Plastikbecher gab es damals noch nicht. Er meinte, wenn wir mit einem Behälter kämen, könne er mir gerne ein Eis verkaufen. Meine Oma steuerte den nächsten Bäcker an, kaufte ein längliches Brötchen, brach an einer Seite das Ende ab und gab es mir zu essen. Dann sagte sie mir, dass ich das Brötchen aushöhlen solle und den

Inhalt auffessen. Das tat ich gerne. Dann gingen wir mit dem ausgehöhlten Brötchen zurück zum Eismann, der mir eine Kugel Eis hineintat und ich war selig.

Meine Oma beeindruckte mich durch ihre Unerstrockenheit im ersten Fall und durch ihren praktischen Sinn im zweiten Fall. Auch ich bekam noch Gelegenheit sie zu beeindrucken. Als sie sich im Badezimmer über dem Handwaschbecken wusch, löste sich ihr Ohrring und fiel in den Ausguss und sie war deshalb sehr aufgeregt. Nun konnte ich mich revanchieren. Ich war etwa 6 Jahre alt, aber ich hatte meinem Vater oft bei handwerklichen Aktivitäten zugeschaut und mit Handreichungen geholfen, und ich wusste, dass man den Siphon aufschrauben konnte. Ich holte also einen Eimer, stellte ihn unter den Siphon, schraubte ihn auf und das Wasser spritzte heraus und mit ihm der Ohrring, den ich meiner Oma freudestrahlend zurückgeben konnte. Sie war platt und lobte mich sehr. Sie erzählte dann noch tagelang jedem, der es hören oder nicht hören wollte, was ich für ein schlaues Kind ich sei. Da bin ich natürlich gleich ein paar Zentimeter gewachsen.

Leider ging die Bewunderung für praktische Fähigkeiten bei meinen Eltern einher mit der Abwertung intellektueller Fähigkeiten, und so hatten sie leider auch gar keinen Sinn dafür, dass ich später studieren wollte. Ich habe mich durchgesetzt, aber ich war und bin auch immer noch stolz auf meine praktischen Fähigkeiten und auf eine pragmatische Herangehensweise an alle Probleme. Da wir ja schon seit vielen Jahren keinen intensiven Kontakt mehr haben, war ich verblüfft, dass du diese Seite von mir kennst und hervorhebst. – Danke dafür. (...)

Liebe Grüße Ela

B's Antwort kam recht bald.

Liebe Ela,

ich danke dir für dein Vertrauen und deinen offenen Einblick in deine Biographie.

Das Bestreben, das Beste aus jeder Situation zu machen, habe ich

immer als ein hervorstechendes Merkmal deiner Persönlichkeit wahrgenommen, zusammen mit deiner Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft, die von einer großen Menschenfreundlichkeit zeugen. Deine Entscheidung, trotz der antiakademischen Einstellung in deiner Familie zu studieren, erforderte nicht nur Mut, sondern auch Selbstvertrauen. Beide Eigenschaften habe ich auch später bei dir erlebt.

Ich erinnere mich immer wieder mit Vergnügen an ein Wochenendseminar zur gewaltfreien Kommunikation, das von IDA organisiert wurde. Am Ende waren die meisten von uns damit beschäftigt zu überlegen, wann und wo man die erlernten Techniken umsetzen könne. Du aber sagtest, die Hauptlehre des Seminars sei für dich die, dass du manche Menschen gar nicht verstehen wollen würdest. Eine umwerfende Ehrlichkeit, die – so vermute ich es – mit dem Pragmatismus, der in deiner Familie einen so hohen Stellenwert hatte, eng verbunden ist und von dem du dich im Laufe deines Akademikerin Werdens nicht distanziert hast, sondern gewinnbringend in dein neues Ich integriert hast. (...)

Herzliche Grüße B.

Es fällt mir wirklich schwer, in Worte zu fassen, was ich bei diesem Feedback empfand. Ich konnte es gar nicht richtig glauben und ich war zutiefst froh und dankbar, dass mich eine Freundin, die ich sehr schätze, zu der ich aber seit vielen Jahren den Kontakt verloren hatte, so positiv sieht. Diese und andere Briefe bzw. mündliche Reaktionen auf erste biografische Texte gaben mir einen enormen Impuls, mein neues Projekt mit Elan zu entwickeln, welches nun die folgenden Seiten füllt.

Angefangen hat alles mit Fundstücken aus einer sehr fern anmutenden Vergangenheit und angereichert wurde das Projekt mit Bruchstücken aus den letzten Jahren und auch ab dem Jahr 2020, in dem alles begann.

MEINE FAMILIE UND ICH

Der Geburtstagsbrief meiner Schwester Jutta zu meinem sehr runden Geburtstag.

Für Ela,

jetzt sind es ja über 70 Jahre her, wir wohnten in Bochum auf der Herne Straße 89, unsere Großeltern (mütterlicherseits) hatten da eine Bäckerei, und unsere Omi hat sofort nach dem Krieg die Bäckerei wiedereröffnet. Die Backstube war noch ok. Das Wohnhaus mit dem darunter liegenden Laden waren zerstört durch die Bomben. Aber der Laden wurde, sobald man wieder backen konnte, aufgemacht.

Wir wohnten hinten im Hof auf dem Mehllager. Papi hatte da 3 Zimmer fertig gemacht im ersten Stock. Ein Schlafzimmer für die Eltern, ein Wohnzimmer für alle, ein Kinderzimmer für uns drei. Die Küche war im Parterre neben den Mehlsäcken. Wasser war keines da. Wir hatten eine Wasserbank. Da standen die Eimer mit dem Wasser, das man benötigte. Badezimmer war keines da. Es wurde einmal, des Samstags auf der Backstube, wir nannten diesen Ort Kabachel, in einer großen Blechwanne gebadet, und dann gab es sonntags frische Wäsche. Das war für mich immer ein großartiges Gefühl eine frische Unterhose anzuziehen. Ich wünschte mir immer, ich könnte das öfter. Aber man hatte vielleicht zur zwei.

Die Toilette war im Vorderhaus, wir mussten über den ganzen Hof laufen, also immer rechtzeitig losgehen. Nach einiger Zeit legte Papi fließendes Wasser ins Schlafzimmer und in die Küche, dann musste Mami nicht immer das Wasser schleppen. Er legte auch eine Heizung, die war auch von der Küche aus zu bestücken. Also, es war keine richtige Wohnung, aber so kurz nach dem Krieg in einer so großen zerbombten Stadt, da war man froh einen Unterschlupf zu haben.

Da kam eines Abends unsere Mutter in unser Kinderzimmer, wir drei Schwestern, Claudia 9 Jahre, Jutta 10 Jahre und Kornelia 13 Jahre lagen alle im Bett und es war schon etwas dunkel. Mami drückste so ein bisschen rum, und dann sagte sie: „Ich muss euch Dreien etwas sagen. Also, ich bekomme noch ein Kind!“

Wir waren sehr verwundert und fragten sie, wieso, denn wir sind doch schon drei. Ja, ja war Ihre Antwort, es ist nun mal so! Und dann erklärte sie uns, dass das Kind unter ihrem Herzen wachse.

Also, für mich völlig unverständlich. Ich stellte mir vor, da wäre eine Wiege und darin das neue Kind. Nein, das war natürlich nicht so. Aber so ganz habe ich die Sache nicht verstanden. Darauf nachgedacht, wie das Kind in den Bauch von Mami kam, habe ich auch nicht. Unsere große Schwester Kornelia wusste wohl etwas, aber sie enthielt sich der Stimme. Also, warteten wir gespannt auf unser Geschwisterchen, Mami wollte ja immer Söhne, uns war es egal.

Dann am 31.3.1950! Es war ein schöner Frühlingstag, schickte uns unsere Omi in die Kirche. Wir sollten beten, damit Mami alles gut überstünde. Wir machten uns auf den Weg mit unserer Kusine Karla. In der Kirche angekommen haben wir uns die Heiligen alle angeguckt, einer hatte eine furchtbar große Nase. So richtig gebetet haben wir nicht. Wir hatten Spaß.

Dann des Nachmittags bekamen wir die Nachricht, dass ein kleines Mädchen angekommen sei. Wir wollten natürlich Mami im Krankenhaus besuchen, aber das ging nicht. Kinder durften nicht auf die Entbindungsstation. Kornelia durfte, die war ja schon groß.

Tante Gerda und Tante Kläre (genannt Tatta), die älteren Schwestern unseres Vaters, übernahmen dann das Kommando bei uns. Die beiden arbeiteten bei der Polizei in der Schreibstube und beim Telefondienst. Sie wohnten in Querenburg bei einem großen Bauern in einem ehemaligen Melkerhäuschen und der Opa hatte im Wald einen schönen Garten. Tante Gerda war ganz entsetzt, sie musste Kartoffeln schälen, das wollte sie nicht. Tante Kläre war da anders, die packte zu.

Dann suchten wir einen Namen. Mami wollte Klarissa oder so ähnlich. Das wollten wir alle nicht. Dann einigten wir uns auf Gabriela, weil wir alle ein A am Ende des Namens hatten. Tante Gerda ging los und meldete das Kind an, und aus Gabriela wurde Gabriele!!!

Wir waren alle sehr traurig, dass das so gelaufen war. Dann haben wir Kinder beschlossen, das Kind nennen wir Ela. Und so ist es dann auch geblieben.

Nun hatten wir unsere ELA und es ist bis heute so, wir haben sie immer noch.

In diesem Brief, über den ich mich sehr gefreut habe, skizziert meine Schwester Jutta meine Startbedingungen. Da meine Eltern beide berufstätig waren, meine Mutter arbeitete mit im elterlichen Geschäft, mussten meine Schwestern auf mich aufpassen, wozu sie nur mäßige Lust verspürten. Zu dieser Zeit waren Backwaren noch etwas ganz Besonderes und nicht für jeden erschwinglich. Deshalb kamen meine Schwestern, die Zugang zur Backstube hatten, auf die Idee, mich stundenweise gegen Kuchenstückchen an die Nachbarkinder zu „vermieten“. Den Sinn für praktische Lösungen kann man auch ihnen nicht absprechen.

Waren weder Geschwister noch Nachbarskinder disponibel, wurde ich mit mehreren Kissen auf einem Sofa fixiert, das sich im Flur zwischen dem Laden und der Backstube befand. Hier herrschte reger Verkehr, denn die Bäcker und auch die Verkäuferinnen liefen beständig zwischen Laden und Backstube hin und her. Weglaufen konnte ich nicht, da ich noch zu klein und außerdem stark übergewichtig war. Wenn ich weinte, warf mir irgendjemand ein trockenes Brötchen zu, und dann war ich erstmal zufrieden. Ansonsten beobachtete ich meine Umwelt. Es war sozusagen meine erste Feldforschung. Zurück blieb ein Hang zu Kohlehydraten, speziell zu trockenen Brötchen.

Wenn meine Mutter entschied: „Das Kind muss mal an die Luft“, gingen meine Schwestern mit mir in den nahen

Stadtpark. Dort war ein Spielplatz, der sie viel stärker interessierte als das Baby. Sie stellten den Kinderwagen ab und amüsierten sich und als es dunkel wurde, eilten sie nach Hause. Den Kinderwagen hatten sie im Park vergessen. Auf elterliches Geheiß wurde ich dann aber schnellstens wieder herbeigeholt. „Es wollte dich anscheinend niemand“, so der Kommentar einer Schwester.

Ein anderes Mal sollte das Kind die frische Luft im Hof genießen. Die frische Luft war zu dieser Zeit im Kohlenpott so gut wie nie zu haben. Es war wohl ein sonniger Wintertag und man schob den Kinderwagen in die Wintersonne und vergaß ihn dort. Als abends mein Vater fragte, wo eigentlich das Kind sei, erinnerte sich meine Mutter, dass ich wohl noch im Hof stehen müsste. Sie holte mich rein und schob mich mitsamt Kinderwagen „zum Auftauen“ in die Backstube, wo es schön warm war.

Diese Geschichten wurden in meiner Kindheit auf Familienfeiern unter dem Thema „weißt Du noch...“ zum Besten gegeben. Daher sind sie mir vertraut, obwohl ich natürlich keinerlei Erinnerungen an diese Zeit habe. Auf jeden Fall musste man in dieser Familie schon robust sein, wenn man überleben wollte, so scheint es mir heute.

Zum Glück wurde ich nach einiger Zeit (ich weiß nicht, ob es Wochen oder Monate waren) von dieser Rosskur erlöst. Es nahte Rettung in Gestalt meiner Tanten, der beiden älteren Schwestern meines Vaters und der Oma väterlicherseits, die beschlossen, dass es kein kindgemäßer Lebensraum sei zwischen Ladenlokal und Backstube aufzuwachsen und die mir großherzig Asyl anboten.

Es war eine Win-win-Situation. In meiner Familie waren offenbar alle erleichtert, dass sie mich los waren und nicht mehr auf mich aufpassen oder gegen Backwaren vermieten mussten, und meine beiden Tanten und die Oma freuten sich, dass sie mich hegen und pflegen durften. Auch in späteren Jahren verbrachte ich meine gesamten Ferien immer bei dem

Trio, das darin wetteiferte, mir meine Wünsche von den Augen abzulesen und mich sportlich und geistig zu ertüchtigen.

Diese Frauen waren berufstätig und unabhängig. Sie waren viel unterwegs mit dem Fahrrad, zu Fuß und mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Ein eigenes Auto konnten sie sich wahrscheinlich nicht leisten, aber sie schienen es auch nicht zu vermissen. Sie waren mobil und sportlich und sorgten dafür, dass ich schwimmen und Rad fahren lernte, und sie gingen mit mir wandern.

Eine besondere Attraktion waren die Ausflüge auf die Kakao-Wiese. Es handelte sich um eine Wiese am Waldrand, die höchstens 3-4 km von ihrem Haus entfernt war. Dorthin „wanderten“ wir und ein Fahrrad, bepackt mit einer Decke, Kakao und Brötchen, wurde mitgeschoben. Dort angekommen, wurde die Decke ausgebreitet, man trank Kakao und aß die Brötchen. Danach wurde noch Ball gespielt oder Verstecken, oder über stachelige kleine Sträucher gehüpft. Dann erklärte man mir auch immer ein paar Pflanzen. Wir sammelten z.B. Kamille für die Omi, die damit Aufgüsse zum Inhalieren machte. Nach einiger Zeit packte man dann zusammen, belud das Fahrrad wieder und tippelte zurück nach Hause.

Zu diesen Ausflügen kam manchmal auch meine Kusine Karla mit, die so alt war wie meine älteste Schwester, also schon in der Pubertät, und sich von daher nicht so wahnsinnig für mich interessierte. Sie beeindruckte mich, weil sie einen Motorroller fuhr. Das war zu dieser Zeit sehr ungewöhnlich und auch sehr mutig.

Das Besondere an dieser gemeinsamen Unternehmung war aber, dass dann noch tagelang über den schönen Ausflug gesprochen wurde. Manchmal wurden meine Eltern angerufen damit ich erzählen konnte, was ich wieder Umwerfendes erlebt hatte. Meine Tanten berichteten, wie weit ich schon gelaufen sei, und wie geschickt ich beim Ball spielen sei, dass ich jetzt schon schwimmen und Rad fahren könne und so weiter. Sie bestärkten mich in allen Aktivitäten und erzählten

allen, die es hören oder nicht hören wollten, was für ein kluges und sportliches Kind ich sei. Wahrscheinlich habe ich ihnen 95% meines Selbstbewusstseins zu verdanken.

Es war ein echtes Kontrastprogramm zu meinem Elternhaus. Meine Eltern hielten ihre Kinder ja mehr oder weniger für dumm, außer der Ältesten, die für würdig befunden wurde, die Mittlere Reife zu machen. Die drei anderen jedoch galten als blöd und unsere Eltern wurden auch nicht müde, diese vermeintliche Tatsache uns gegenüber ständig zu betonen. Es ist erstaunlich wie hartnäckig diese negativen Urteile in uns allen bis auf den heutigen Tag verwurzelt sind.

Meine Mutter hatte die Mittlere Reife in einem Internat in Düsseldorf in einer Nonnenschule erworben und die Nonnen hatten auch den Wunsch geäußert, dass sie doch dortbleiben solle, das Abitur machen und hinterher studieren. Sie hätte auch nicht dafür zahlen müssen, wohl aber in den Orden eintreten. Dieser Preis für ihre Bildung erschien ihr dann wohl doch zu hoch, aber sie war lebenslang stolz darauf, dass man ihr ein Studium zugetraut hatte.

Mein Vater hingegen kam aus sehr ärmlichen Verhältnissen und hatte sich keine Bildung leisten können. Hinzu kam, dass er schon mit 7 Jahren den ersten Weltkrieg erlebte und als dessen Auswirkung bittere Not. Von höherer Bildung konnte er nicht einmal träumen. Er hat es aber irgendwie geschafft, aus eigener Kraft viele Kenntnisse zu erwerben, insbesondere technische Kenntnisse und ihre praktische Umsetzung. Es gab praktisch nichts, was er nicht reparieren konnte und er übte Tätigkeiten aus, wo das gefragt war. Er war sehr stolz auf seinen Sachverstand und auch ein bisschen traurig über die verpassten Chancen einer höheren Bildung. Dies führte dazu, dass er fand, wenn er damit ausgekommen sei, könnten seine Töchter auch keine größeren Ansprüche an ihn stellen, insbesondere nicht, dass er ihnen ihre Bildung finanziere. Bei anderen Eltern war es häufig so, dass sie ihren Kindern ermöglichen wollten, was sie selbst nicht erfahren durften.

Bei meinem Vater war es umgekehrt: „Was ich nicht haben konnte, braucht Ihr auch nicht, als Mädchen sowieso nicht“, so könnte man seinen Standpunkt zusammenfassen. Er war Jahrgang 1907 und kam, wie gesagt, aus einfachen Verhältnissen. Auf diesem Hintergrund war seine Einstellung damals nichts Außergewöhnliches. Dass Mädchen nicht studieren müssen, war ein allgemein verbreitetes (Vor)Urteil und wurde nicht etwa als frauenfeindlich gewertet oder empfunden. Es war einfach normal in den 50er Jahren.

Wie lange mein Aufenthalt bei meinen Tanten oder der Oma dauerte und wann ich wieder zu meinen Eltern und Geschwistern zurückkam, konnte ich leider bislang nicht rekonstruieren. Tatsache war aber, dass sie mir alle fremd waren, als ich zu ihnen zurückkehrte. Meine Mutter und meine älteste Schwester nannte ich Tante und meinen Vater Onkel, so wurde mir berichtet.

Meine Schwestern wurden auch jetzt wieder zu meiner Betreuung herangezogen, aber sie amüsierten sich außerdem auch kräftig damit, mich zu ärgern. Es ist überliefert, dass ich eines Tages sagte: „Wenn **ich** mal groß bin und **ihr** seid klein, dann hau e ich euch“. Sie lachten sich – wie so oft – über mich kaputt. Ich war halt klein Doofie und dieser Stempel saß für einige Zeit. Ich begann sehr spät zu sprechen und als ich dann schließlich sprechen konnte, begann ich offenbar jeden Satz mit „ja, aber“. Dies berichtete mir mein Vater später. Ich war offenbar sehr rebellisch und ließ mir nichts gefallen. Das ist immer so geblieben.

Meinem Vater, der gerne einen Sohn gehabt hätte, gefiel das burschikose Verhalten seiner vierten und letzten Tochter sehr. Das spürte ich irgendwie und setzte mich gegen die Übergriffe meiner Schwestern zur Wehr. Sie fanden mich „rotzfrech“, aber solange meine Frechheit nicht durch die Eltern sanktionierte wurde, hielten sie sich auch zurück. Ich trug nur Ledershosen und schrie wie am Spieß, wenn ich einen Rock oder ein Kleid anziehen sollte. Da ich Kleider sofort ruinierte, konnte

ich meinen Wunsch nach Lederhosen oder Trainingshosen (im familiären Jargon hießen sie Schlammbuxen) leicht durchsetzen. Eleganz war damals kein übergeordnetes Kriterium, das Zauberwort hieß Zweckmäßigkeit.

nes Landes. Es handelt sich um einen richtig süßen Wüstenfuchs, eine abgehärmte, große, behaarte Gestalt, die wahnsinnig charmant mein Interesse erregte. Wenn mir Leute sympathisch sind, habe ich auch keine Sprachprobleme. Ich war wirklich erstaunt, wie fließend ich die Sprache beherrsche, z. T. kam es mir vor, als wenn ich in ein neues Leben schlüpfen würde, diese schönen warmen weichen Laute. Vielleicht geht es Dir momentan ähnlich. Wenn ich frisch verliebt bin, nimmt die Welt neue Farben an, mein Innenleben spannt sich wie ein Fächer, um viele Gefühlsschattierungen bereichert, in mir auf.

Nur so kann ich mir erklären, dass die gemeinsame Rückwanderung absolut keine Strapaze bedeutete, sondern ein angenehmer bunter Spaziergang mit angeregten Gesprächen. Auf diesen Reisen ist es schon schwer sich zu verlieben, weil man alle 2 Tage den Ort wechselt, adé sagt, frustriert und verletzt zurückbleibt. Ich war deshalb ein wenig vorsichtig. Wir haben uns in Quito wiedergetroffen und eine schöne Zeit verbracht. Anschließend sind Susi und ich nach Galapagos gefahren. Ein 35 Jahre altes Marineboot schaukelte uns über den Pazifik, 1000 km. Wir kamen in ein Paradies, in den Garten Eden.

(Liebe Ela, wenn ich so diese Zeilen überlese, muss ich schon feststellen, dass ich ein wahnsinnig ästhetisches Bild von der 3. Welt wiedergebe, aber weißt Du auf der einen Seite existiert das Elend, auf der anderen diese Schönheit, dieser Reichtum der Natur und diese war so beeindruckend für mich, hat mich gefesselt, natürlich bleiben mir auch die Bilder aus den Slums im Kopf, die Augen der Kinder, die dich fragen, warum du lebst und ihnen anscheinend die Berechtigung dazu versagt bleibt.)

Auf Galapagos leben fast keine Menschen, es ist ein Naturschutzpark. Die Tiere haben keine Angst vor uns, sind zutraulich. Sie passen sich vollkommen ein in die Landschaft, die wie ein Traum anmutet.

Schwarzes Lavagestein, türkisgrünes Meer, weiße (Schnee-)Strände. Die Sonne strahlt ungeheuer intensiv. Ich habe hier zum ersten Mal getaucht, die Welt im Wasser erlebt, bunte tropische Fische, Korallen, Seelöwen, die mit dir spielen wollen. Hummer wird hier gegessen wie ehemals in Deutschland der Hering. Die Orangen sind so süßsaftig, dass man sie kaum essen kann. Auch mit Susi waren diese Tage duftet. Eine Amerikanerin, Kim, gesellte sich zu uns und wir hatten viel Spaß zusammen.

Später sind wir dann durch die Wüste nach Lima gefahren. Haben das ganze Elend dieses Landes erfahren. Lima ist eine sehr widersprüchliche Stadt, jung, lebendig, groß, über die Hälfte seiner Einwohner leben in Slums, vegetieren vor sich hin, wieder andere (Militär hauptsächlich) schwimmen im Geld. So ergibt sich ein passendes Straßenbild. Wir sitzen in einem Teil der Stadt in einem französischen Straßencafé, essen Apfelstrudel mit Sahne, ein paar Straßen weiter stehen halbverhungerte, nackte Kinder vor afrikanischen Lehmhäusern. Die „pueblos jóvenes“ (Slums) liegen wie ein Gürtel um die Stadt, scheinen ihr die Luft abzuschnüren. Das Ganze ist nur mit Gewalt (Militär) zu halten und so schmücken auch Panzer das Straßenbild. Über Lima liegt eine ständige Dunstglocke, drückt aufs Gemüt, stimmt depressiv.

So sind Susi und ich noch ein paar Tage nach Cuzco geflogen und natürlich haben wir Machu Pichu bestiegen. Um 5h früh machten wir uns auf den Weg um den Sonnenaufgang über den Ruinen der alten Incastadt zu erleben. Ich kann Dir dieses Gefühl, die Stimmung als die Sonne durch den Nebel brach, kaum beschreiben. Freue Dich darauf vielleicht eines Tages, es selbst zu sehen.

Liebste Ela, ich beende diesen Brief, es war schön ihn schreiben zu dürfen. Lass mich Dir einen Kuss geben – Ich möchte Dich gerne besuchen – ein utopisches Unterfangen angesichts meiner katastrophalen finanziellen Situation. Aber Wunder sind nicht ausgeschlossen (auch eine Reiseerfahrung), Deine Kamera schicke ich Dir mit Richie. Mike legt auch ein paar Zeilen bei. Ich und auch alle anderen denken an Dich, bitte schreibe – ich hoffe Susis und mein kleines

Bruch- und Fundstücke einer Biografie, die nicht ganz geradlinig verlief. Das Besondere ist, dass es hier nicht nur um die einfache Niederschrift von Erinnerungen geht, sondern es handelt sich um quellenbasiertes autobiografisches Schreiben. Die Quellen sind alte Tagebücher, Briefwechsel und vor ein paar Jahren selbst verfasste Kurzgeschichten, die neu angeordnet, bearbeitet und interpretiert werden. Es geht um die Freuden und Leiden der Kindheit, des Studiums und der Liebe. Behandelt werden nur die Themen, von denen die Quellen noch vorhanden sind.

www.stellaplan.de
ISBN 978-3-946310-24-2



9 783946 310242